MASTER NEGATIVE NO. 92-80490-13

AUTHOR:

KOLDE, TH[EODOR] VON

TITLE:

ALBRECHT DURER UND DIE REFORMATION

PLACE:

[s.l.]

DATE:

Master Negative #

92-80490-13

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Kolde, Th[eodor] von, 1850-1913.
Albrecht Dürer und die reformation.
O. p. 355-367 + 450-455.

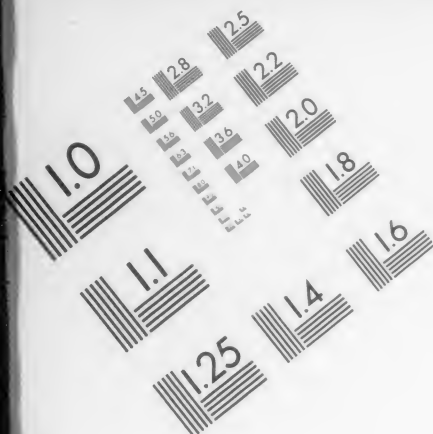
From Allg. kons. Monatsschrift. 1887. v. 5.

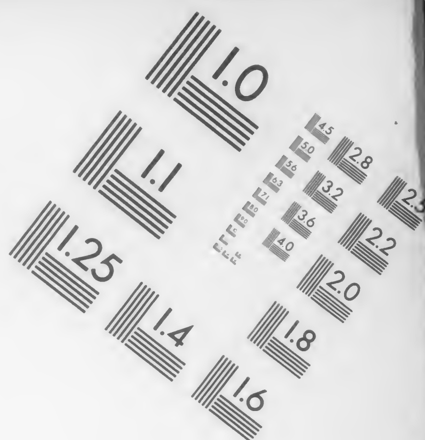
Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

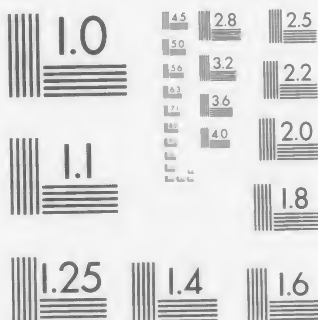
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 3-4-92 INITIALS M.M.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

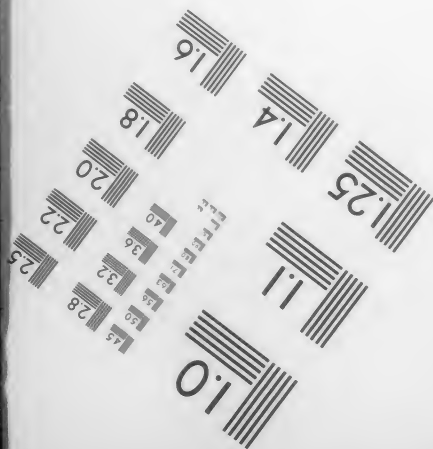


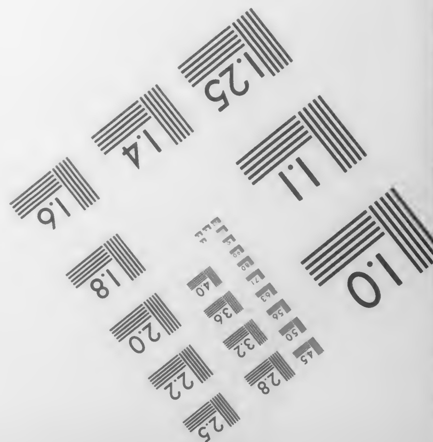





Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
1 2 3 4 5
Inches









Albrecht Dürer und die Reformation.

Von

Prof. D. Th. Kolde in Erlangen.

Noch bis vor einem Jahrzehnt etwa war es ziemlich unbestritten, daß der große Nürnberger Meister Albrecht Dürer, der aus leicht begreiflichen Gründen heute wie kaum jemals früher in aller Munde ist, ein eifriger Freund der Reformation gewesen sei. Da waren es die von Görres gegründeten historisch-politischen Blätter, die zuerst den Mut hatten, den gefeiertsten deutschen Maler des Reformationszeitalters für die römische Kirche zu reklamieren. Es half nichts, daß sein trefflicher Biograph, Thausing, an der Hand der Quellen mit liebevoller Versenkung in den Ideengang des Meisters seine religiöse und kirchliche Haltung klarstellte. Nachdem A. Reichensperger in seiner Schrift: „Ueber deutsche Kunst mit besonderer Beziehung auf Dürer" (Köln 1876) für den Katholizismus Dürers eingetreten war, durfte Leop. Kaufmann „Zur Pflege der katholischen Wissenschaft im katholischen Deutschland" in einer kleinen sonst sehr trefflichen Biographie (Köln 1881. 2. Aufl. Freiburg 1886) Albrecht Dürer als treuen Katholiken darstellen, der nur kurze Zeit von dem allgemeinen Strudel fortgerissen, sich alsbald eines besseren besann.

Man darf sich darüber nicht wundern. Wer den Gang der Dinge in den letzten fünfzehn Jahren verfolgt hat, weiß, daß in der nicht vereinzelt zu beobachtenden Katholisierung hervorragender Männer der Vergangenheit Methode liegt. Die Sucht, Proselyten zu machen, liegt dem modernen Katholizismus so sehr im Blute, daß er selbst die Toten zu bekehren bestrebt ist. Und dieses Bestreben ist nur die Kehrseite der nicht minder beklagenswerten Neigung, alles das, was nicht mit einem Schein des Rechts für den Katholizismus reklamiert werden kann, in den Staub zu ziehen, und was sich je und je an Verderblichem in Staat und Kirche und Volksleben gezeigt, auf Rechnung des Protestantismus zu setzen. —

Ohne Zweifel wird Dürer, der Maler, dadurch nicht größer oder kleiner, ob er nun im Papsttum verharrt oder sich Luther angeschlossen hat, auch hängt der Ruhm und die Ehre der evangelischen Kirche nicht davon ab, ob ein großer Meister mehr oder weniger dazu gehört hat. Aber es ist doch sicher von allgemeinem Interesse, zu wissen, wie ein Mann von der Größe Dürers sich zu jenen Fragen gestellt hat, zu denen eben jeder Stellung nehmen mußte, und die nicht ohne Einfluß auf sein künstlerisches Schaffen bleiben konnten.

Lediglich dies festzustellen und die Wahrheit über die vielumfochtene Frage an den Tag zu bringen, ist das Ziel eines Schriftchens über „Dürers Stellung zur Reformation“, welches den Hüter der kleinen aber wertvollen Erlanger Kunstsammlung und ihrer Kupferstiche und Handzeichnungen, den Universitätsbibliothekar Dr. M. Zucker, zum Verfasser hat.*) Mit großer Sorgfalt, umfassender Gelehrsamkeit und einer Kenntnis des einschlägigen Materials, wie sie nur eben jemand haben kann, der jahrelang in selbständiger Weise über Dürer geforscht hat, werden die Zeugnisse für Dürers religiöse Stellung in einer Vollständigkeit vorgeführt, daß, falls man nicht bisher Unbekanntes entdeckt, kaum noch etwas hinzuzufügen sein dürfte. Dr. Zuckers Bestreben ist es, dadurch, daß er die Quellenberichte ausführlich mitteilt, den Leser selbst zu einem Urteil zu befähigen. Es ist zu hoffen, daß die überzeugende Beweisführung alle diejenigen, die sich offene Augen erhalten haben, auch wirklich überzeugen wird. Da das Schriftchen aber seiner ganzen gelehrten Anlage nach doch mehr auf die Aufmerksamkeit der Kunstgelehrten als auf diejenige des größeren Publikums rechnen kann, wird es nicht unangebracht sein, im Anschluß daran, wenn auch in einem größeren, Nürnbergs Stellung zur Reformation überhaupt umspannenden Rahmen, den kirchlichen und religiösen Entwickelungsgang des Meisters auf den folgenden Blättern zu skizzieren.

* * *

Nürnbergs Bedeutung am Ausgang des Mittelalters ist zu sehr bekannt, als daß sie eines besonderen Nachweises bedürfte. Noch heute erinnern seine gewaltigen Mauern und Zinnen mit ihren teils trotzigen, teils zierlichen Türmen, seine Prachtbauten und Höfe, die wie Wahrzeichen alter Herrlichkeit in unser modernes Leben hineinragen, an die gewaltige Macht, wie an den Reichtum und die friedsame Pflege der Kunst in der alten Reichsstadt. Da war kein Zweifel, die kleine wohlregierte Republik mit ihrem stolzen, selbstbewußten Bürgertum war mindestens im Binnenlande die erste Stadt im Reiche. Das wußte man überall, wohin ihr weitgefeierter Name drang. Und wer aus fernem Lande, etwa aus Italien, in ihre Thore kam, der staunte ob des gediegenen Wohlstandes ihrer Bürger, der Weisheit ihres Rates, der Trefflichkeit der städtischen Einrichtungen und wußte die Zucht und Ordnung in ihren Mauern zu rühmen. Und wo legte man größeren Wert auf die bürgerliche Wohlehrbarkeit und die gute Sitte? Und wo gab es eine Stadt in deutschen Landen, die größere Künstler beherbergte; wo empfand man größere Freude an der Kunst und am Schönen als in Nürnberg? Nicht minder war es bekannt, welche Förderung die Mathematik und Astronomie Nürnberger Gelehrten verdankte, und Ulrich von Hutten rühmte ihr nach, daß zuerst unter den deutschen Städten in ihr die humanistischen Studien gepflegt worden seien.

Aber auch der Mann der Kirche konnte sich ihrer freuen.

Reich war die Stadt an Kirchen und Kapellen, welche die Frömmigkeit und die Milde ihrer Bewohner erkennen ließen. Ueber dem wunderthätigen Grabe des heiligen Sebald wölbte sich die Sebalduskirche. Größer noch und stattlicher war am anderen Ufer der Pegnitz die dem heil. Laurentius gewidmete, an deren herrlichem Portal kaum einer ohne staunende Bewunderung vorübergehen kann. Auf dem Markte erhob sich die von Karl IV. gestiftete Frauenkirche mit ihren wunderlichen Formen und reichen Figuren, und nicht fern davon die Spitalkirche zum heiligen Geist, die in köstlichem Schrein die Reichskleinodien barg, etwas weiter am Spittlerthore die wohl auch in Nürnberg zunächst für die Pilger bestimmte Jakobskirche, und noch manche andere kleinere oder größere Gotteshäuser.

Wichtiger waren noch die klösterlichen Niederlassungen, deren sich die fromme Stadt erfreute. Es gab wenige, die eine gleiche Anzahl besaßen. Neben dem alten Orden

*) Dr. M. Zucker, Dürers Stellung zur Reformation. Erlangen 1886.

der Benediktiner im Schottenkloster zu St. Egidien finden wir die Karmeliter und die strengen Kartäuser. Und während sich sonst jede Stadt mit einem Bettelkloster begnügte und höchstens deren zwei aufzuweisen hatte, hatten sich in Nürnberg alle drei Bettelorden, die Franziskaner, Dominikaner und die Augustiner-Eremiten niedergelassen, und zu ihnen gesellten sich als weibliche Zweige derselben Richtung die Klarissinnen und die Bewohnerinnen des Katharinenklosters.

So war für die verschiedenen Richtungen des religiösen Geschmacks Sorge getragen, und wer sich überzeugen will, wie falsch die vielfach gehegte Meinung ist, als ob das kirchliche und religiöse Leben am Ausgang des Mittelalters in Auflösung begriffen gewesen sei, der braucht nur einen Blick in das Leben Nürnbergs in jener Zeit zu werfen. Freilich heimliche Gegner des Papsttums und Verächter seiner Segnungen waren wie aller Orten, zumal in Franken, auch in Nürnberg vorgekommen. Im Jahre 1332 hatte man nicht weniger als 90 Personen den Ketzerprozeß gemacht, darunter dreien aus der schon damals angesehenen Familie der Tucher. Aehnliches, wenn schon in kleinerem Umfange, läßt sich auch in späterer Zeit nachweisen. Es war im Reiche nicht unbeachtet geblieben, und Johann Huß hatte es selbst gerühmt, welche Aufnahme er bei seiner Reise nach Konstanz in Nürnberg erfahren. Aber damals war er noch nicht der verurteilte Ketzer. Es geschah wohl in erster Linie aus Handelsinteresse, wenn die Nürnberger, was große Entrüstung hervorrief, den bösen Hussiten Pulver und Kriegsmaterial verkauften. Auffallender könnte schon sein, daß aus denselben Druckereien, welche ein gut Teil von Deutschland mit viel gerühmten kirchlichen Andachtsbüchern versorgten, unbeanstandet am Ausgange des Jahrhunderts auch waldensische Traktate hervorgingen. Auch hier wird das Interesse am Gewinn, verbunden mit einer naiven Unkenntnis seitens der geistlichen Behörden die annehmbarste Erklärung geben. Doch wäre es auch denkbar, daß bei den vielen Beziehungen zu dem nahen Böhmen hier und da auch böhmische Gedanken sich festgesetzt hatten, nur glaube man nicht, daß sie von irgend welchem Einfluß gewesen. Die Stadt war so gut römisch wie irgend eine andere. In den hergebrachten Formen bewegt sich ihr religiöses Leben. Was irgend die Eigenart desselben im ausgehenden Mittelalter bezeichnet, hat auch in Nürnberg reiche Entfaltung gefunden. Auch seine Bewohner ergriff die allgemeine Neigung der Zeit zur Wallfahrt, die fast krankhafte Sucht, in die Ferne zu ziehen, nach Jerusalem, oder zum Grabe des heiligen Jakobus nach Compostella in Spanien, nach Aachen, nach Rom. Wußte man doch, daß man dort dem Himmel näher war als sonst, daß dort Gnaden zu erwarten waren, wie sie die Heimat nimmermehr zu gewähren schien, obwohl die Nürnberger Kirchen über so vielen Ablaß verfügten, daß wer ihn ganz erwarb, für Tausende von Jahren versehen war. Man rühmte die „wohlgezogene Priesterschaft“ der Stadt, aber wie anderwärts hatten auch hier die strengen Bettelmönche alsbald die eigentliche Seelsorge an sich gerissen. Da stand die eine Familie mit diesem, die andere Familie mit jenem Kloster in engster Verbindung. Und bei den frommen Vätern ging man zur Beichte, bei ihnen holte man sich Rats und sicherte sich durch Teilnahme an den von ihnen geleiteten Bruderschaften und durch fromme Stiftungen das Heil in Zeit und Ewigkeit. Und nicht wenige der wackeren Ratsherren zogen am Abend des Lebens die rauhe Kutte des Mönches an, um unter dem schützenden Gewande ein seliges Ende zu erwarten. Die neuen Heiligen, hervorgerufen durch die Not der Zeit und das wachsende religiöse Ungenügen, durch die Angst vor dem Zorn der Gottheit, den die neuen Seuchen und Plagen zu offenbaren schienen, sie wurden auch in Nürnberg mit frommer Verehrung begrüßt. Gegenüber dem zunehmenden Aberglauben, der Macht der Hexen und Dämonen hätte man ihrer gern noch mehr gehabt. Und die eigentliche Modeheilige, die neuentdeckte heilige Anna, die sich seit dem Jahre 1477 die Herzen der Gläubigen wie im Sturm eroberte, fand hier alsbald warme Verehrer und kunstreiche Hände, die ihren Kultus wie den der Maria durch Wort und Bild in den Massen verbreiteten. Und wenn es auch wahr ist,

daß die italienische Himmelskönigin unter der Hand der deutschen Maler sich mehr in das Gewand der deutschen Hausfrau und Mutter kleidet und selbst mit der Krone auf dem Haupte noch immer etwas an ihre bürgerliche Herkunft erinnert, so wurde sie dadurch doch nur menschlicher und erbarmungsreicher. Und worauf beruht in letzter Linie der Zauber, den zur Trauer jedes evangelischen Herzens der Kultus der Heiligen noch immer auf so viele deutsche nach Frieden und Erlösung ringende Gemüter ausübt? Es ist das Hineinragen der Heiligen in die Menschlichkeit und die sich darauf gründende Hoffnung, daß die Bitten der von Furcht gemarterten Seele sie leichter erreichen, daß sie milder und erbarmungsreicher seien, als der in unendlicher Ferne auf den Wolken des Himmels als König und Richter thronende Gott. Und wer durfte hoffen, ohne die Fürsprache Mariä Gnade zu finden? Ein interessantes Beispiel davon, wie man sich auch in gebildeteren Kreisen die Mitwirkung der Maria dachte, liefert ein wohl kaum in weiteren Kreisen bekanntes Bild des älteren Holbein, Epitaph eines Bürgermeisters Schwarz, jetzt im Besitz des Herrn Fritz von Stetten in Augsburg, welches im letzten Sommer auf der Industrie- und Kunstausstellung in Augsburg zu sehen war. Es zeigt oben in der Mitte Gott Vater in der Gestalt eines alten Mannes, der mit sauersüßer Miene sein Schwert in die Scheide steckt. Sein Verhalten erklären die beiden etwas weiter unten links und rechts sich erhebenden Figuren Christi und Mariä. Links sieht man Christus, aus dessen Munde die Worte hervorgehen:

„Vatter, sieh an mein wunden rot,
Hilf den Menschen aus aller Not
Durch meinen bittern Tod."

Rechts die Maria, die mit einem fast trotzig zu nennenden Gesicht aufschaut, auf ihre entblößte Brust weist und sagt:

„Hier thue ein dein Schwert,
Das du hast erzogen
Und sieh an die Brust,
Die dein Sohn hat gesogen." —

Im Hause frommer Eltern wurde Albrecht Dürer erzogen. Gegenüber ihrer Wohnung lag das Kloster der Augustiner-Eremiten. Es konnte nicht anders sein, als daß seine ersten Eindrücke religiöse waren. Von seiner Mutter erzählt er: „Ihr häufigster Brauch war, viel in die Kirche zu gehen, und sie tadelte mich immer fleißig, wenn ich nicht gut handelte, und immer hatte sie für mich und meine Brüder große Besorgnis vor Sünde. Und ich mochte ein- oder ausgehen, so war stets ihr Sprichwort: Geh im Namen Christi! Sie gab uns beständig mit hohem Eifer heilige Ermahnungen und hatte fortwährend große Sorge um unser Seelenheil." — Es ist uns wenig darüber berichtet, aber es kann kaum ein Zweifel sein — was seine Zeit in religiöser Beziehung bewegte, hat auch Dürer ergriffen. Besäßen wir alle seine Aufzeichnungen, würde uns manches davon Kunde geben. Immerhin bleibt es interessant, daß auch er unter dem Banne jener großen Wunderepidemie gestanden, welche ganz Deutschland drei Jahre lang in Aufregung erhielt und die unter dem Namen der Kreuzwunder bekannt ist.

Nicht der am wenigsten hervorstechende Zug der großen religiösen Erregung, die sich unseres Volkes um das Jahr 1500 bemächtigte, als unter den Schrecknissen der Pest und anderer Seuchen die Gnaden des römischen Jubiläums gepredigt wurden, war der, daß man an einzelnen Orten, wie ja zeitweilig auch noch heutzutage, an besonders begnadigten Personen die Wundmale Christi eingeprägt sehen wollte. Es war dies sicher nur die Folge der so beliebten Franziskanischen Devotion, vor dem Bilde des Erlösers sich so tief in das Leiden und Sterben des Gekreuzigten zu versenken, daß man sein selbst vergessend nichts mehr sah als die heiligen bluttriefenden fünf Wunden.

Aber man erfuhr noch mehr. Um Ostern 1501 verbreitete sich von Mastricht aus die Kunde, daß das Kreuz und die Marterwerkzeuge sich auf den Kleidern abzeichneten, ja man sprach sogar von einem wahren Kreuzregen, und ein gleichzeitiger Holzschnitt läßt die Kreuze und Sternchen, Geißeln und Leitern wie in einem wahren Schneegestöber herunterfallen. Was die einen gesehen, sahen, weil sie es wünschten oder fürchteten, in gläubiger Verzückung auch die anderen. Wir wissen nicht mehr, was es gewesen. Jedenfalls verbreitete sich das Kreuzwunder mit unglaublicher Schnelligkeit vom Rhein bis nach Polen, von Tirol bis zur dänischen Küste. Auch nach Nürnberg kam das Wunder, und Dürer gehörte zu den Gläubigen, denen es vergönnt war, das große Wunder auch mit eigenen Augen anzusehen. Auf einem zufällig erhaltenen Blatt seiner Aufzeichnungen, das sich im Berliner Kupferstichkabinett befindet, erzählt er: „Das größte Wunderwerk, das ich all mein Tag gesehen, ist im Jahre 1503 geschehen, als auf viele Leute Kreuze gefallen sind, sonderlich mehr auf die Kinder, denn auf andere Leute. Unter den allen habe ich eines gesehen in der Gestalt, wie ichs hernach gemacht habe; es war gefallen auf Eirers Magd, der in Pirkheimers Hinterhaus wohnt, ins Hemd, ins Leinentuch. Und sie war so betrübt darüber, daß sie weinte und sehr klagte, denn sie meinte, sie müßte daran sterben." Und weiter unten auf demselben Blatte hat er dargestellt, was er gläubigen Sinnes gesehen, — nicht nur ein Kreuz, sondern, wenn auch etwas verschwommen, eine ganze Kreuzigungsgruppe, den Erlöser am Kreuz mit Maria und Johannes zur Seite!

Das erste größere Werk, das wir von Dürer besitzen, sind seine Darstellungen zur Offenbarung Johannis. Das war nicht zufällig. Nicht als ob, wie Thausing fälschlich daraus gelesen, antipäpstliche Gedanken darin sich fänden — daß auch Päpste zur Hölle fahren können, auch schon vielfach zur Hölle gefahren seien, hat man zu aller Zeit auch in gut römischen Kreisen geglaubt —, aber sie sind ein Zeichen der Stimmung der Zeit. Es ist eine merkwürdige Beobachtung, daß man allenthalben in religiös und sonstig erregten Zeiten in den Kreisen der Frommen wie der Gedrückten zu diesem Buche griff, vielleicht deshalb, weil man, je weniger man davon verstand, um so leichter seine Hoffnungen und Wünsche hineintragen konnte. Die dunklen Bilder der Apokalypse und sonstige Weissagungen, wie sie z. B. unter dem Namen des Methodius umliefen, die da von dem nahen Hereinbrechen großer Plagen erzählten, von einer vollständigen Umkehr aller sozialen Verhältnisse und furchtbarer Rache an den Uebelthätern in allen Ständen, worauf dann eine neue herrliche Zeit folgen werde, waren so volkstümlich wie nur möglich. Der Maler konnte auf den Beifall des Publikums rechnen, wenn er sich dahinein vertiefte, um mit kühnem Griffel in gewaltigen Kompositionen der Phantasie des Beschauers neue Nahrung zu geben; und wie sehr sie ihn selbst beschäftigt hat, zeigen die Anspielungen auf Stellen in der Offenbarung in seinem Tagebuche. Ganz im Sinne der Zeit, die, wie schon erwähnt, so gern und zwar möglichst sinnlich in das Leiden des Erlösers sich vertiefte, waren auch seine Passionsbilder, noch mehr freilich, um nur dies noch zu erwähnen, sein Marienleben, deren erste und vielleicht schönste Blätter der Legende der heiligen Anna gewidmet sind und so gewiß auch ihrerseits beigetragen haben, ihren Kultus zu verbreiten. Kurz, nach allem, was wir wissen, war Albrecht Dürer so gut kirchlich wie irgend einer; auch der Besuch von Italien, wo damals so mancher Deutsche die Scheu vor dem Heiligen der Kirche verlor, hatte daran nichts geändert. Erst was von Wittenberg aus auch zu ihm drang, hat seinem religiösen Denken eine andere Richtung gegeben.

Unter allen Klöstern Nürnbergs erfreute sich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts keines größerer Verehrung, besonders unter den Gebildeteren und Vornehmen, als das der Augustiner-Eremiten. Es war noch nicht lange her, seit sie sich, nicht ohne Mit-

wirku[illegible] des Rats, reformiert hatten, d. h. zur alten Ordensstrenge, wie sie die Regel und die Satzungen des Ordens vorschrieben, zurückgekehrt waren. Damals schlossen sie sich auch der sächsischen Kongregation an, die seit dem Jahre 1503 unter dem Generalvikar Joh. v. Staupitz stand, der jedermann als Freund und Berater Luthers bekannt ist. Mit Eifersucht achtete der Rat darauf, daß die Klosterreformation erhalten blieb. Aber die schwarzen Brüder sorgten schon selbst dafür. Der Nürnberger Chronist Sigmund Meisterlein sagt von ihnen: „Ein großer Konvent abgeschiedener, andächtiger und ruhiger Väter, die man gar selten auf der Gassen sieht; sie warten ihres Gebets.“ Man hat vielfach geglaubt, daß Luthers Ordensgenossen schon deshalb, weil sie sich nach dem heiligen Augustin nannten, eine evangelischere Richtung verfolgt hätten. Eher könnte man das Gegenteil behaupten. Die Augustiner-Eremiten waren die eifrigsten Verfechter päpstlicher Allgewalt, die mutigsten Verkündiger der päpstlichsten Ablässe. Wie bei den Franziskanern gipfelt ihr Kultus in einer glühenden Verehrung der heiligen Jungfrau. Ihr Bildnis mußte im Kapitelsaale eines jeden Klosters sich finden. Wurde ein Novize eingekleidet, so wurde ihm bedeutet, daß er das weiße Untergewand zu Ehren der allerreinsten Jungfrau zu tragen habe. Im Kampfe um die viel umstrittene Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens, die erst Pius IX. zu dogmatisieren gewagt hat, sowie um die neue Andacht zur heiligen Anna standen sie unter den Vordersten. Mit dem Rufe: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden“, hat Luther den Mönchsstand gelobt. Allenthalben schätzte man die Augustiner als Seelsorger, als Pfleger der Bruderschaften zur Verehrung der Heiligen, die in jener Zeit einen neuen Aufschwung nahmen, nicht minder als Prediger. Man darf sagen, gegen Ende des Jahrhunderts waren sie in verschiedenen Städten die gefeiertsten Prediger, in Nürnberg zuzeiten die Prediger überhaupt. Darauf legte der Orden selbst Wert und sorgte dafür, daß immer tüchtige Predigtkräfte vorhanden waren. Keiner aber war beliebter als der Ordensvikar selbst, Johann von Staupitz, der feine, fromme und doch auch weltgewandte Mann, der überall den rechten Ton zu finden wußte, in der Zelle des rohen, ungebildeten Mönches wie bei den humanistisch gebildeten Patriziern. Mit seiner Predigtweise, die, ohne gerade gegen die herkömmlichen Andachtsübungen zu kämpfen, doch die Frömmigkeit seiner Zuhörer zu verinnerlichen, sie zu „einer rechten wahren Reu' und Buß“ und zum Verzweifeln an den eigenen Werken zu bringen suchte, hatte er es den Nürnbergern geradezu angethan. So berichtet wenigstens sein früherer Kollege, Christoph Scheurl, der damalige Ratskonsulent der Stadt. Wenn er predigte, wollte man von einem anderen Prediger nichts wissen, und es zeugt gewiß von einem tiefgehender Heilsbedürfnisse, wenn Staupitz' Predigten über einen Lehrpunkt, der niemals weder früher noch später populär geworden ist, über die Lehre von der Prädestination, die er in der Adventszeit des Jahres 1517 in den strengsten Formeln Augustins zum Vortrag brachte, solchen Anklang fanden, daß die Freunde sich veranlaßt fanden, ihren Lehrgehalt alsbald in lateinischer und deutscher Sprache herauszugeben. Und seine ganze Persönlichkeit, seine tiefinnige, gerade damals an der mittelalterlichen Mystik sich erwärmende Frömmigkeit, die sich in seinem Traktat „von der Nachfolgung des willigen Sterbens Christi“, und noch schöner in dem Büchlein „von der Liebe Gottes“ ausspricht, muß in der That einen eigenartigen Zauber ausgeübt haben. Was irgend Rang und Namen hatte, drängte sich an ihn heran, wollte um ihn sein und seinen Gesprächen lauschen, die man sogar des Nachschreibens für wert hielt. Keinem, schreibt Scheurl, sei, so lange er in Nürnberg weile, so viel Ehre von der ganzen Stadt zum Ruhme des gesamten Ordens zu teil geworden als ihm. Darin wetteiferten die Tucher, die Ebner, Nützel, Hieronymus Holzschuher, dessen markige Züge in dem weltbekannten, jetzt in Berlin befindlichen Gemälde Dürer der Nachwelt überlieferte, Lazarus Spengler und endlich Albrecht Dürer selbst, der deutsche Apelles. Von früh auf mochte er, wie schon bemerkt, Beziehung zu den schwarzen Mönchen haben, die Verehrung für Staupitz war ein neues Band, das ihn mit jenen Männern verknüpfte. Und irren

wir nicht, so hat Dürer ganz besondere Neigung für ihn gehabt. Staupitz hatte Scheurl gebeten, ihn über die öffentlichen Verhältnisse Nürnbergs, seine Verwaltung u. s. w. zu belehren. In einer daraufhin geschriebenen Darstellung der städtischen Verfassung, die noch heute eine wichtige Quelle ist, spricht Scheurl die Hoffnung aus, Staupitz werde die „ungeschliffene“, in zehn Stunden hingeworfene Arbeit nicht verschmähen, wenn sie sich auch freilich nicht mit den Geschenken eines Albrecht Dürer vergleichen ließe, wie er sie ihm „teglich auf das rainist und zirlichst außgeputzt überantworte“.

Man sprach in Nürnberg geradezu von einer „Staupitzgesellschaft“ (sodalitas Staupiciana), die auch, als der Ordensvikar wieder fortgezogen und Wenzeslaus Link in seinem Sinne predigte, zusammenhielt.

Wie vielgestaltig das geistige Leben in Nürnberg war, wie viele neue Zeitung gerade dort einlief, um von da aus ins Reich getragen zu werden, und den Gemütern immer neue Anregung gab, so will es doch scheinen, als ob das religiöse Interesse schon damals im Vordergrunde gestanden hätte. Bei den nahen Beziehungen des Klosters zur Wittenberger Hochschule, der freundschaftlichen Verbindung des Staupitz und Link mit Luther, war auch des letzteren Name schon früh in aller Munde. Und Dürer scheint einer der ersten gewesen zu sein, der ihm seine Verehrung ausdrückte. Schon am 5. März 1518 läßt Luther „dem ausgezeichneten Manne Albrecht Dürer“ seinen wärmsten Dank für ein ihm übersandtes Geschenk, wahrscheinlich Holzschnitte oder Kupferstiche, aussprechen. Und ein Jahr später, am 10. April 1519, schreibt Scheurl in einem Briefe an Nikolaus von Amsdorf, daß besonders Dürer jenen bitten ließe, womöglich Luthers Schrift „von der Buße“ ins Deutsche zu übersetzen.

Aber auch schon ehe Luthers Ablaßthesen ausgegangen waren, wußte man in Nürnberg, daß er die Briefe „des Mannes von Tarsus“ in wunderbarer Weise auslege, und in diesen Kreisen sprach man zuerst von Staupitz' und Luthers Bestrebungen als von einer Wiederherstellung „der Theologie Christi“, und regte schon die Frage an, ob es wohl auch erlaubt sein werde, ohne Aristoteles und Plato ein Theologe zu sein. Betonte man hiernach zunächst noch mehr das Neue der Methode, so währte es doch nicht lange, bis man tiefer sah. Im Jahre 1519 schrieb der treffliche Lazarus Spengler seine „Schutzred und christliche Antwort eines ehrbaren Liebhabers christlicher Wahrheit“ und erklärte es darin als seine Ueberzeugung, daß der allmächtige Gott „Doktor Luthern als einen Daniel im Volk erweckt habe, uns die Augen unserer Blindheit zu eröffnen, die Skrupel und unruhigen Gewissen, die auf ihre Werke mehr denn auf die Gnade bauten, durch die heilige Schrift zu verscheuchen und den rechten, ordentlichen Weg zu Christo als der Grundfeste alles unseres Heils zu verweisen“. Und ebenso dachte Dürer. Wenige Wochen nach dem Erscheinen jenes Schriftchens, das einen reißenden Absatz fand, schickte ihm Friedrich der Weise durch seinen Geheimsekretär, den bekannten Freund Luthers, Georg Spalatin, mehrere „püchlein Luteri“. Hocherfreut darüber bittet er in seinem Dankschreiben an Spalatin, „Ew. Erwird wollt seiner kurfürstlichen Gnaden meine unterthänige Dankbarkeit nach dem höchsten anzeigen und seine kurfürstliche Gnaden in aller Unterthänigkeit bitten, daß er ihm den löblichen Doktor Martin Luther befohlen laß sein, um christlicher Wahrheit wegen, daran uns mehr liegt, denn an allem Reichtum und Gewalt dieser Welt, das dann alles mit der Zeit vergeht, allein die Wahrheit bleibt ewig, und hilft mir Gott, daß ich zu Doktor Martinus Luther komme, so will ich ihn mit Fleiß konterfeyen und in Kupfer stechen, zu einem langen Gedächtnis des christlichen Mannes, der mir aus großen Aengsten geholfen hat, und ich bitt Ew. W., wo Doktor Martinus etwas Neues macht, das deutsch ist, wollt mirs um mein Geld zusenden.“

Hiernach hatten die Nürnberger Freunde alle Berechtigung, sich gute Martinianer zu nennen, und es ist ein thörichtes Unterfangen, die Bedeutung jener doch wahrhaftig klaren Auslassungen dadurch abschwächen zu wollen, daß sich nachweisen läßt, daß Dürer in der ersten Hälfte des Jahres 1520 sich noch an einer Wallfahrt nach Vierzehn-

heiligen beteiligte. Wer zog damals schon unter denen, die Luthers Predigt zujubelten, alle Konsequenzen? Wenn man bedenkt, daß Luther sicher damals noch die römische Messe gelesen hat, wird man sich über Dürers Thun nicht wundern.

Im Juni 1520 trat Dürer seine große Reise nach den Niederlanden an. Ihn begleitete wohl das kleine Schriftchen, das ihm Lazarus Spengler kurz vorher gewidmet hatte: „Ermahnung und Unterweisung zu einem tugendhaften Wandel", wo sich auf dem ersten Blatt der Vers findet:

„Lieb Gott, denn er dein schöpfer ist,
Und er ewig, du tödlich bist.
Bei dem würkt gott, der im vertrawt,
Und der in seine werck nit pawt."

Wie viel Neues und Beachtenswertes ihm auch auf der langen Reise entgegentrat, die große Frage der Zeit ging ihm nicht aus dem Kopf. Mehrfach notiert er den Ankauf von Schriften Luthers oder über ihn, die er auch selbst wieder verschenkt. Bei der falschen Kunde, die ihn in Antwerpen erreichte, daß man Luther verräterisch gefangen genommen, ja wahrscheinlich getötet habe, gerät er in die größte Aufregung, und während sein Tagebuch sonst nur trockene Notizen aufweist, bricht er hier in eine rührende Totenklage über Luther aus, die zugleich den ganzen Mannesmut gegenüber seinen Verfolgern erkennen läßt: „Lebt er noch oder haben sie ihn gemordet, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen, und um das er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebt wider Christi Freilassung mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetze, und auch darum, daß wir unseres Bluts und Schweiß also beraubt und ausgezogen werden und dasselbe so schändlich von müßig gehendem Volk lästerlich verzehret wird, und die durstigen kranken Menschen darum Hungers sterben. Und sonderlich ist mir noch das Schwerste, daß uns Gott vielleicht noch unter ihrer falschen, blinden Lehre will lassen bleiben, die doch die Menschen, die sie Väter nennen, erdichtet und aufgesetzt haben, dadurch uns das köstlich Wort an viel Enden fälschlich ausgelegt oder für gar nichts gehalten. Ach Gott im Himmel, erbarme dich unser, O Herr Jesu Christe, bitt für dein Volk, erlöse uns zur rechten Zeit, behalte uns in dem rechten wahren christlichen Glauben, versammle deine weitzertrennten Schafe durch deine Stimme, in der Schrift dein göttlich Wort genannt, hilf uns, daß wir dieselbe deine Stimme kennen und keinem andern Schwiegel (= Flötenton, Lockruf), der Menschen Wahn, nachfolgen, auf daß wir, Herr Jesu Christe, nicht von dir weichen, rufe den Schafen deiner Weide, derer noch ein Teil in der römischen Kirche erfunden werden, mitsamt den Indianern, Moskowitern, Reußen, Griechen wieder zusammen, die durch Beschwerung und Geiz der Päpste, durch heiligen falschen Schein getrennt sind worden. Ach Gott, erlös dein armes Volk, das da durch große Strafen und Gebote gezwungen wird, deren es keines gerne thut, daraus es stetig sündigen muß in seinem Gewissen, wenn es sie übertritt. O Gott, nun hast du mit Menschengesetzen nie ein Volk also gräßlich beschwert, als uns arme unter dem römischen Stuhl, die wir täglich durch dein Blut erlöste freie Christen sein sollen. O höchster himmlischer Vater, geuß in unser Herz durch deinen Sohn Jesum Christum ein solch Licht, dabei wir erkennen, zu welchen Boten wir zu halten geboten sind, auf daß wir die andern Beschwernisse mit gutem Gewissen fahren lassen, und dir ewiger himmlischer Vater, mit freudigem, fröhlichem Herzen dienen mögen. Und so wie diesen Mann, der da klarer geschrieben hat, als wie einer in 140 Jahren gelebt, dem du einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, bitten wir dich, o himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist gebest einem, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammle, auf daß wir allein und christlich wieder leben, daß aus unseren guten Werken alle Ungläubige, als Türken, Heiden, Calacuten (Hindus) zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen. Aber Herr, du willst, ehe du richtest, wie dein Sohn Jesus Christus von den Priestern sterben mußte und vom Tod erstehen und danach gen Himmel fahren, daß es auch also gleichförmig ergeht deinem Nachfolger Martino Luther, den der Papst mit seinem Geld verräterisch wider Gott um sein Leben bringt, den wirst du erquicken. Und wie du danach, mein Herr, verhängest, daß Jerusalem darum zerstört ward, also wirst du auch diese eigne angenommene Gewalt des römischen Stuhls zerstören. Ach Herr, gib uns danach das neu gezierte Jerusalem, das vom Himmel herabsteigt, davon die Offenbarung schreibt, das heiligste Evangelium, das da mit menschlicher Lehr verdunkelt sei. Darum sehe ein Jeglicher, der da Martin Luthers Bücher liest, wie seine Lehre so klar durchsichtig ist, so er dies heilig Evangelium führt, darum sind sie in großen Ehren zu halten, und nicht zu verbrennen, es wäre denn, daß man sein Widerpart, die allezeit die Wahrheit niederfechten, ins Feuer werfe mit allen ihren Opinionen, die da aus Menschen Götter machen wollen, aber doch daß man wieder lutherische Bücher gedruckt hätte. O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilige Evangelium so klar vortragen, ach Gott, was hätte er uns noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen. O ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig bitten und beweinen diesen gottgeistigen Menschen und ihn bitten, daß er uns einen anderen erleuchteten Mann sende." Und hieran knüpft Dürer eine Aufforderung an Erasmus, hervorzutreten, sich hören zu lassen, „so werden der Höllen Pforten[1], der römische Stuhl, wie Christus sagt, nichts wider dich vermögen", und schließt endlich, indem er schreibt: „O ihr Christenmenschen, bittet Gott um Hilfe, denn sein Urteil nahet und seine Gerechtigkeit wird offenbar, dann werden wir sehen das unschuldige Blut, das der Papst, die Pfaffen und die Mönche vergossen, gerichtet und verdammt haben. Apokal. (6, 9—11): Das sind die Erschlagenen, unter dem Altar Gottes liegend, und schreyen um Rache, darauf die Stimme Gottes antwortet, erwartet die vollkommene Zahl der unschuldig Erschlagenen, dann will ich richten."

Uebersieht man diese feurigen Aeußerungen, die in dieser Ausführlichkeit mitgeteilt werden mußten, so muß man erstaunt sein, wie weit Dürer in seinem evangelischen Standpunkt gekommen. Das sind keine Allerweltsphrasen, wie sie etwa bei der Unzufriedenheit über die römische Mißwirtschaft mit allem ihrem Gefolge auch anderwärts unter dem frischen freien Aufschwunge der letzten Jahre auch bei solchen zu finden waren, die dem religiösen und kirchlichen Leben innerlich fern standen. Vergleicht man diese Tagebuchstelle mit Luthers Schriften aus den letzten Jahren, so ist man überrascht, wie tief sich der Nürnberger Meister in Luthers Ideengang hineingelebt hat, fast bis zur Identifizierung des Papsttums mit dem Antichrist; wenigstens stellt er den „römischen" Stuhl schon den Pforten der Hölle gleich und erwartet seine Zerstörung. Er kennt den letzten Grund all des vorhandenen Unheils, die Verkehrung und Verfälschung des Evangeliums durch Menschenlehre und die Knechtung der durch Christi Freilassung Befreiten unter die, welche allezeit wider die Freiheit fechten und „die dann aus Menschen Götter machen wollen". Er durchschaut die Unrechtmäßigkeit des Papsttums, das Heidnische der Heiligenverehrung und hat mit den Heiligen, als Vermittlern des Heils, derartig gebrochen, wie vielleicht damals noch wenige. Aber noch mehr: in so spezielle Gedanken Luthers, daß man sich um die Griechen kümmern müsse, daß auch für sie die Kirche Christi sei, hat er sich vertieft und spinnt den Gedanken weiter aus und wird zum unbewußten und leider auch unverstandenen Propheten einer missionierenden Zeit, indem er die Hoffnung ausspricht, daß „aus unseren guten Werken alle Ungläubige zu uns selbst begehren und christlichen Glauben annehmen". Dem gegenüber nimmt es sich freilich höchst wunderlich aus, wenn man aus der Erwähnung der „guten Werke" noch Dürers gut katholischen Standpunkt retten will, während es doch keines Beweises bedarf, daß Dürer bei der ganzen Stelle 1. Petr. 2, 12 in Gedanken hat: „Und führet einen guten Wandel unter den Heiden, auf daß die, so von euch afterreden als von Uebelthätern, eure guten Werke sehen und Gott preisen, wenn es nun an den Tag kommen wird." —

Als Dürer nach langer Abwesenheit wieder in seine Vaterstadt kam, hatte sich

daselbst manches geändert. Die Stürme des Jahres 1520 hatten auch in seinem Freundeskreise manche Verwirrung angerichtet. Seine besten Freunde, Wilibald Pirkheimer und Lazarus Spengler, hatte zugleich mit Luther der päpstliche Bannstrahl getroffen. Das war das Werk Johann Ecks von Ingolstadt, der sich die günstige Gelegenheit nicht hatte entgehen lassen, auf diese Weise an den Gegnern, deren Satire ihm freilich übel mitgespielt hatte, Rache zu nehmen. Die Sache stellte sich mit ihren zu erwartenden Folgen doch ernster dar, als man sie anfangs nehmen wollte. Es gab lange Verhandlungen, die endlich dazu führten, daß beide sich beugten, wenigstens äußerlich. Und Lazarus Spengler, der als Gesandter des Nürnberger Rats auf dem Reichstag zu Worms gewesen, dort seinen Frieden mit dem päpstlichen Legaten gemacht, aber auch Luthers glaubensfreudiges Auftreten in die Heimat berichtet hatte, kam wohl noch als besserer Lutheraner zurück, als er fortgegangen. Fortan wurde er je länger je mehr der eifrigste Förderer der evangelischen Bewegung im Rate der Stadt.

Sie war nicht mehr aufzuhalten, auch wenn der Rat eine schärfere Bekämpfung derselben versucht hätte, als er unter dem Drucke der öffentlichen Meinung für gut fand. Das Wormser Edikt, das Luther und seine Anhänger in die Acht erklärte und seine Bücher dem Feuer preisgab, fand hier ebenso wenig wirkliche Beachtung, wie anderswo; zwar hatte es der Rat im Oktober 1521 anschlagen lassen, aber niemand kümmerte sich darum. War schon von je das geistige Leben in der Stadt in besonderem Maße entwickelt gewesen, so hatte es unter dem Einfluß der Lutherschen Frage in den letzten Jahren noch einen neuen Aufschwung genommen. Kaum dürfte es eine andere Stadt in Deutschland gegeben haben, wo ein empfänglicherer Boden für die neu erwachsende Litteratur war, als Nürnberg. Hier fanden die Lutherschen Büchlein, wie die in fast unübersehbarer Menge hervorsprießenden Flugschriften schnellen Absatz. Hier wurde auch nach der Sitte der Zeit fleißig nachgedruckt. Indessen auch selbständig behandelte man die schwebenden Fragen; auch Laien, Männer aus dem Volk, wie der Tuchmacher Apel, der Maler Greiffenberg, und vor allem Hans Sachs der Schuhmacher griffen zur Feder, um für das Evangelium und das Recht der christlichen Freiheit einzutreten. Einer nach dem andern unter den Geistlichen der Stadt wandte sich dem Evangelium zu. Die Predigt desselben, in der sich besonders Andreas Osiander, seit Frühjahr 1522 Prediger an der Lorenzkirche, hervorthat, war nicht mehr zu unterdrücken. Der Bischof von Bamberg war machtlos, der Rat mußte sich darauf beschränken, gröberen Exzessen zu wehren, zu denen wie begreiflich auch hier einzelne unter den ausgetretenen Mönchen im Hochgefühl der neugewonnenen Freiheit sich hinreißen ließen. Aber die dem Kloster Entflohenen etwa mit Gewalt wieder zurückzuführen, welches Ansinnen man hie und da an die weltliche Obrigkeit stellte, dazu gab man sich doch nicht mehr her. „Man könne keinen Nutzen davon sehen, sondern vielmehr Nachteil," war die Antwort.

Die Anwesenheit des Reichsregiments, dann des Reichstags, der im Frühjahr und erst recht im Herbst 1522 so viele Gegner Luthers in die Stadt führte, sogar einen päpstlichen Legaten, Chieregati, und Ferdinand, den Bruder des Kaisers, machte die Lage zuzeiten bedrohlich. Die Rücksicht auf den letzteren veranlaßte den Rat am 29. Oktober 1522, „aus beweglichen Ursachen" den Verkauf aller Bilder und Bücher Luthers zu verbieten. Aber obwohl drei Knechte den Auftrag erhielten, allwöchentlich einmal in den Buchläden nachzuspüren, war der Erfolg nicht eben groß. Am 11. Dezember nahm Ferdinand von neuem Anlaß, sich darüber zu beschweren, daß in dieser Stadt die lutherischen Bücher „zu übermäßig gehegt, auch wissentlich feilgehabt und verkauft würden, päpstlicher Heiligkeit und römischer kaiserlicher Majestät zu Schmach und Verachtung ihrer ausgegangenen Mandate". Von neuem wurden darauf strenge Befehle an die Buchführer erlassen. Das war das Höchste, was der Rat zu thun vermochte, denn schon gährte es in der Stadt. Die Bewegung wuchs, als der Legat unklug genug am 3. Januar 1523 an den Rat das Ansinnen stellte, vier Prediger, darunter Osiander, wegen ihrer antipäpstlichen Predigt gefangen zu setzen und nach Rom zur Verantwortung zu schicken. Indessen der Rat wußte, wie weit er gehen durfte. Er war überzeugt, daß eine Verhaftung jener Prediger sicher zum Aufruhr in der Gemeinde führen würde, und beschloß, im Falle einer der Fürsten es wagen sollte, sie gefangen zu nehmen, dann mit seinen Knechten ihre Befreiung zu erzwingen. Er müsse, so begründete er seinen Entschluß, mit seinen Unterthanen und Bürgern haushalten, während die Fürsten bald davon gingen. Und die Kunde von dem Vorgefallenen erhöhte natürlich die Unruhe in der Stadt, zumal jene Prediger sich gemüßigt sahen, nun erst recht gegen die päpstliche Tyrannei zu predigen. „Es ist ein groß Murmeln in der Stadt, will nicht raten, daß man einen gefänglich annehme," schrieb der sächsische Gesandte an Kurfürst Friedrich. Und Wilibald Pirkheimer berichtete an Erasmus, daß der Legat sich solche Verachtung zugezogen, daß er kaum wagen dürfte, sich auf der Straße zu zeigen, und der Rat die Wachen habe verstärken müssen. Unter diesen Eindrücken war es, daß Ferdinand an seinen kaiserlichen Bruder schrieb: „Die Lehre Luthers ist im ganzen Reiche so eingewurzelt, daß unter tausend Personen heute nicht eine davon ganz frei ist."

Ohne daß den mutigen Predigern ein Haar gekrümmt worden wäre, ging der Reichstag auseinander. Indem man in der Hauptsache auf ein Konzil verwies, als auf den einzig möglichen Ausweg zur Beilegung der Irrungen, und im übrigen verfügte, daß nur das heilige Evangelium und bewährte Schrift nach echtem christlichen Verstand gelehrt werden sollte, gewährte man den Evangelischen sicher mehr, als man beabsichtigt hatte. Das zeigte sich auch sogleich in Nürnberg. Es war zunächst nur aus Sorge um Aufrechterhaltung der Ruhe, wenn der Rat gebot, gewisse Zeremonien, die durch die evangelische Predigt schon allzu sehr in Verachtung gekommen waren und deren Vornahme leicht zur öffentlichen Verspottung hätte führen können, einstweilen zu unterlassen. Damit waren sie thatsächlich abgeschafft. Anderes folgte bald nach. Auf die Bitte der beiden Pröpste zu Sebald und Lorenz, mit Genehmigung des Rates das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austeilen zu dürfen, hatte der Rat die Rücksicht auf das Reichsregiment vorgeschoben. Da that der Augustinerprior Volprecht ohne Erlaubnis, was ihm recht dünkte, und begann im kleinen Kreise das Abendmahl nach Christi Einsetzung zu feiern.

Doch ist es nicht dieses Ortes, die Einzelheiten zu verfolgen. Auch die Anwesenheit eines zweiten päpstlichen Legaten, Lorenz Campeggi, auf dem zweiten Nürnberger Reichstage und seine bittere Klage über ihren Abfall vermochte nicht die Stadt von ihrer evangelischen Gesinnung abzubringen. Noch während er in der Stadt war, schritt jetzt in der Karwoche 1524 der Augustinerprior Volprecht dazu, öffentlich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszuteilen, und wie groß das Verlangen danach war, ergibt die Nachricht, daß 3—4000 Menschen daran teilgenommen hätten. Damit war das Größte geschehen, unwiderruflich fiel die römische Messe. Anderes ergab sich dann wie von selbst, und noch ehe man in Wittenberg so weit gekommen war, verfaßte man eine (vor kurzem wieder aufgefundene) Gottesdienstordnung, nach der der Gottesdienst das erste Mal am 5. Juni 1524 abgehalten wurde. Wie viele Kämpfe hiernach auch noch folgten, besonders auch hinsichtlich der Klöster, an deren Bestehen so manche Familie hing, thatsächlich war hierdurch die Reformation eingeführt, wenn auch der Rat selber sich erst ein Jahr später offen dazu bekannte.

Welchen Anteil nun Dürer etwa an den erzählten Vorgängen hatte, oder wenigstens nahm, ist uns leider nicht berichtet. Gerade aus jener Zeit sind uns aus dem Nürnberger Kreise verhältnismäßig wenig briefliche Nachrichten erhalten, doch immer genug, um einen Schluß auf Dürers Stellung zu gestatten. Wenn der Meister am 5. Dezember 1523 in einem Briefe nach Zürich ausdrücklich Ulrich Zwingli grüßen läßt und neben Lazarus Spengler und den evangelischen Predigern Osiander und Thomas Venatorius am 9. September 1524 von Capito, dem Straßburger Reformator, einen

Gruß empfängt, wenn ferner ein in Antwerpen gewonnener Freund, der dortige Rat-
schreiber Cornelius Grapheus, ihm von der in Antwerpen sich täglich erneuernden
Verfolgung des Evangeliums schreibt und auf seine Teilnahme rechnet, so wird kein
Einsichtiger meinen, daß er auf Seite der Altgläubigen gestanden habe.

Und daß er die früher beobachtete Schärfe gegen die, „welche die Menschen zu
Göttern machen“, nicht aufgegeben, zeigt eine drastische Aeußerung aus dem Jahre 1523,
auf die Dr. Zucker mit Recht großes Gewicht legt. Sie steht in Beziehung zu gewissen
Vorgängen in Regensburg, die viel von sich reden machten.

Dort hatte die seit lange gegen die zahlreiche Judenschaft erbitterte Bürgerschaft
unter Führung des Rates und der Priester die Zeit nach dem Tode Kaiser Maximilians,
der bisher seine schützende Hand über seine „Kammerknechte“ gehalten, dazu benutzt,
die ganze Judengemeinde aus der Stadt zu treiben. Um ihre Wiederkehr nach Mög-
lichkeit zu hindern, beschloß man, die Judenstadt und ihre Synagoge niederzureißen
und möglichst schnell an Stelle der letzteren zur Sicherung des entweihten Platzes „der
schönen Maria“ eine Kapelle zu bauen. Im Fanatismus verfuhr man beim Abreißen,
an dem sich alle Stände auch Frauen und Jungfrauen beteiligten, so hitzig, daß ein
Steinmetzmeister unter dem einstürzenden Gewölbe verschüttet und wie tot hinweg ge-
tragen wurde. Am nächsten Morgen erschien er jedoch wieder bei der heiligen Arbeit
und erklärte seine Rettung damit, daß er im Fallen die schöne Maria angerufen habe,
die auch erschienen sei und ihn in ihre Arme aufgenommen habe. Das war der An-
fang einer Reihe von Wundern, die ungezählte Mengen von Gläubigen in die Stadt
und zur Wunderstelle führten. Und ihre Zahl wuchs, als man in allerkürzester Frist
eine hölzerne Kapelle erbaute, eine Säule mit dem Bilde der schönen Maria darin aufstellte,
und die Regensburger Volksdichtung in einer Reihe uns noch erhaltener Lieder die Un-
thaten der Juden und die Wunder der Maria besang. Da heißt es u. a.:

Ein gotshaus well wir pawen
Wol auf den Judenplan,
Groß wunder duet man schawen,
Kind, weib und auch die man,
Die habens wol vernummen,
Plind, lamen und die krummen
Wie sie all daher kummen,
Grüßen Maria rein,
Ir liebes kindelein.

Groß gnad ist uns herkummen,
Das ist uns wol bhekannt,
Ein plinter hats vernummen
So wait in frembden land,
Gen Regenspurg dett er ziehen
Zu der schönen Maria fliehen
Er gieng auf seinen knyen
Umb die capell so schön,
Das sach mannicher man.

Dreimal er das verprachte
Mit großer andacht sein,
Pald er sich aufmachte,
Gieng in die capell ein;
Maria dett er grüßen
Mit schönen worten süßen,
Got ließ sein gnad herfließen
Wol zu derselben stund,
Daß er gesehen kund u. s. w.

Nach zuverlässigen Berichten umlagerten die Gläubigen zu Tausenden die Bild-
säule und die kleine Kapelle. Und da die Pilger überreiche Opfer brachten, keine der
umliegenden Gemeinden in die Stadt kam, ohne zum wenigsten eine „viertelzentner-
schwere Wandelkerze der schönen Maria darzubringen“, — sie waren zum Teil so groß,
daß laut Rechnung eine Leiter von 12 Stufen angeschafft werden mußte, um sie nur
anzünden zu können, — so wurde das Unwesen von Rat und Priesterschaft nur zu
gern gesehen, und stieg die abgöttische Verehrung zu selten dagewesener Höhe. Wie
im Lied feierte man dieselbe auch im Bild. Ein Holzschnitt, der Altdorffer zuge-
schrieben wird, zeigt uns die kleine hölzerne Kapelle und vor ihr die Mariensäule.
„An der Thüre des Kirchleins drängen sich die Gläubigen in dichter Menge, während

eine äußerst zahlreiche Prozession von Landleuten (mit einer Riesenkerze) eben um die Kirche einen Umgang hält. Andere haben sich in der Nähe der Statue niedergeworfen und umfassen den runden Sockel derselben, indem sie die Maria in geradezu fanatischer Weise um Hilfe anflehen.“

Ein solcher Holzschnitt kam nun auch in Dürers Hände, und der Meister konnte nicht umhin, seinem Abschen vor dem darauf dargestellten Marienkultus dadurch Ausdruck zu geben, daß er darunter schrieb:

„1523. Dies Gespenst hat sich wider die heilige Schrift erhoben zu Regensburg und ist vom Bischof verhängt worden, zeitlichen Nutzes halben nicht abgestellt worden. Gott helf uns, daß wir seine werte Mutter nicht also unehren, sondern (sie ehren) in Christo Jesu. Amen.“

Diese Aeußerung dürfte deutlich genug sein, und es hat sehr viel für sich, was Dr. Zucker vermutet, daß nämlich die letzte Bemerkung — Gott helf uns, daß wir seine Mutter nicht also unehren, sondern (sie ehren) in Christo Jesu — ein Nachklang aus einer im Sommer 1523 erschienenen Schrift Zwinglis (Uslegen und Gründ der Schlußreden) ist, von der nicht weniger als 300 Exemplare nach Nürnberg geschickt wurden.

(Schluß folgt.)



Albrecht Dürer und die Reformation.

Von

Prof. D. Th. Kolde in Erlangen.

(Schluß.)

Daß Dürer sich aber nicht nur etwa ablehnend gegen die auch von den Römischen gerügten Auswüchse des Kirchentums verhielt, sondern daß auch in jener Zeit, wo in seiner Vaterstadt schon der ganze Bestand des alten Kultus in Frage stand, sein Herz der evangelischen Sache gehörte, zeigt sein Briefwechsel mit einem in den Niederlanden erworbenen Freunde, dem englischen Hofastronomen Nikolaus Kretzer. Am 24. Oktober 1524 hatte dieser in einem Briefe aus London den Nürnbergern „die ihr all in Nürnberg evangelisch seid" gewünscht, Gott möge ihnen Gnade verleihen, es auch durchzuführen, „denn die Widersacher sind stark, aber Gott ist noch stärker, hilft gemeiniglich den Kranken, die ihn anrufen und erkennen". Darauf antwortet Dürer am 5. Dezember: „Des christlichen Glaubens halber müssen wir in Schmach und Gefahr stehen, denn man schmäht uns Ketzer. Aber Gott verleih uns seine Gnade und stärke uns in seinem Wort, denn wir müssen Gott mehr gehorsam sein denn dem Menschen. So ist es besser Leib und Gut verloren, denn daß von Gott Leib und Seele in das höllische Feuer versenkt (fersengt) wird. Dazu mache uns Gott beständig im Guten und erleuchte unsern Widerpart, die armen, elenden, blinden Leute, auf daß die nicht in ihrem Irrsal verderben."

Solchen Auslassungen gegenüber hätte man nicht, um trotzdem seine römische Gesinnung zu erhärten, sich darauf berufen sollen, daß Dürer noch nach dem Jahre 1520 „die Messe des heiligen Gregor", eine heilige Familie, oder gar mehrfach den heiligen Christophorus gezeichnet bezw. gemalt hat. Diese sogenannten Zeugnisse, die nur dann für seine religiöse Stellung einen Wert hätten, wenn uns von seiner oben nachgewiesenen offenen Parteinahme für die evangelische Lehre eben nichts bekannt wäre, zeugen nur für die der heutigen Zeit vielfach abhanden gekommene künstlerische Unbefangenheit des Meisters. Dabei dürfte es nicht uninteressant sein, darauf hinzuweisen, wie Luther, der in seinen Predigten mit Vorliebe des Bildes des heiligen Christophorus Erwähnung thut, davon dachte. „Es ist keine Historie," sagt er einmal, „sondern die Griechen, als weise, gelehrte Leute haben solches erdichtet, anzuzeigen, wie ein Christ sein sollte und wie es ihm ginge; nämlich ein sehr großer, langer, starker Mann, der ein kleines Kindlein, das Jesulein auf der Achsel oder Schulter trägt, ist aber schwer,

daß er sich unter ihm bücken und biegen muß, (wie denn auch der Name Christophorus, der Christum trägt, anzeiget) durch das wütend wilde Meer, die Welt, da die Wellen und Bulgen, die Tyrannen und Rotten, sampt allen Teufeln zu ihm einschlagen und verfolgen, wollten ihn gern um Leib und Leben, Gut und Ehre bringen; er aber hält sich an einen großen Baum, wie an einen Stecken, das ist an Gottes Wort. Jenseit dem Meer stehet ein altes Männlein mit einer Laterne, darinnen ein brennend Licht ist, das sind der Propheten Schrift, danach richtet er sich und kommt also unversehrt ans Ufer, da er sicher ist, das ist, in das ewige Leben; hat aber einen Wetzschker (Tasche) an der Seiten, darinnen Fische und Brot stecken, anzuzeigen, daß Gott seine Christen auch hie auf Erden, in solcher Verfolgung, Kreuz und Unglück, so sie leiden müssen, ernähren und den Leib versorgen will, und sie nicht lassen Hungers sterben, wie doch die Welt gerne wollte. Ist ein schön, christlich Gedichte."

Die Jahre 1525 und 1526 bedeuten für Nürnberg den Sieg der Reformation, aber auch wie allenthalben die Zeit, in der zum erstenmal schwere Schatten sich darüber breiten und manchen noch Schwankenden an ihr irre gemacht haben. Neben der großen sozialen Bewegung, die wir Bauernkrieg nennen, spielte sich ähnliches in nicht wenigen städtischen Gemeinwesen ab. Kam es auch nicht überall zu wirklichen Aufständen und in ihrem Gefolge zu Verfassungsveränderungen, die eine lange Blüteperiode beendeten, so hatte man doch alle Veranlassung, sie zu fürchten, denn es gährte auf Grund analoger Verhältnisse unter den „armen Leuten“ nicht weniger als unter den Bauern. Und hier wie dort war man geneigt, religiöse Gedanken mit den sozialen zu verbinden, unter Berufung auf das Evangelium und die christliche Freiheit — fleischliche Freiheit zu fordern. Und wenn man erwägt, wie oft Luthers Wort von der christlichen Freiheit noch heute mißverstanden und gemißbraucht wird, wird man sich nicht wundern dürfen, wenn es in jenen Zeiten, in denen es bald in dieser, bald in jener Form in zahlreichen Pamphleten, die bald diese bald jene besonderen Zwecke verfolgten, in eine seit Jahrzehnten gährende, aufgeregte, halbgebildete Menge geworfen ward, noch größerer Mißdeutung ausgesetzt war. Es hat gewiß viele gegeben, die von Luthers berühmten beiden Sätzen in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen nur den einen vernahmen, daß „ein Christenmensch sei ein Herr aller Dinge und niemand unterthan“, aber nicht den anderen, „daß ein Christenmensch sei ein Knecht aller Dinge und jedermann unterthan“, oder wenn sie auch davon erfuhren, die darin liegende Paradoxie nicht verstanden, und sich darum lieber an das hielten, was sie verstanden, weil sie es hofften, was sie und ihre Väter, nur vom Zwange zurückgehalten, mit leidenschaftlicher Glut sich selbst zu erringen so lange begehrt hatten.

Nicht minder begreiflich ist es, daß die damaligen Gegner des Evangeliums, wie die Leute von heute, alles, was Schlimmes im zeitlichen Gefolge der Reformation zum Vorschein kam, auch in ursächlichen Zusammenhang mit ihr brachten. Der oberflächliche Beobachter wird immer so urteilen. Und welcher Historiker wollte leugnen, daß die Evangelischgesinnten im Pochen auf ihre christliche Freiheit oftmals gerechten Anstoß erregten, uneingedenk der Mahnung Luthers, die Schwachen zu schonen, es auch an langmütiger Liebe fehlen ließen, und langsam Gewordenes kurzer Hand zerbrachen, anstatt, wie es unter dem Eindruck der evangelischen Predigt sicher geschehen wäre, es allmählich absterben zu lassen. Darüber hatte man auch in Nürnberg zu klagen; besonders verursachte das Treiben der ausgetretenen Mönche, wie schon erwähnt, vielfach großes Aergernis. Aber auch sonst hatten manche, welche die Spreu von dem Weizen nicht zu unterscheiden vermochten, den Eindruck, als ob unter der evangelischen Predigt Zucht und Sitte zu Grunde ginge.

Dazu kam das Auftreten der Wiedertäufer, die früh in der Stadt Anhang gewannen und zwar in allen Kreisen der Gesellschaft. Großes Aufsehen machte es, als der gelehrte und tiefsinnige Hans Denk, der erst vor kurzem auf Grund der besten Empfehlungen an die Schule von St. Sebald berufen worden war, als Anhänger jener wunderbaren, gleich antikatholischen wie antievangelischen Richtung, erkannt wurde; noch mehr als man erfuhr, daß eine Anzahl junger Maler, zum Teil treffliche Künstler, wie die Brüder Beham und Georg Penz, teilweise Schüler Dürers, denselben Lehren huldigten, ja noch weiter gingen, mit den Bauern sympathisierten und als offenbare Christusleugner ausgewiesen werden mußten.

Wie leicht wurde es da den Gegnern, aus diesen scheinbaren Konsequenzen des Reformationsgedankens diesen selbst zu verdächtigen! Wankte nicht alles unter den Füßen? Schien nicht jede Autorität untergraben zu sein? Stand nicht das Heiligste auf dem Spiele? Durfte nicht jeder glauben und reden, was er wollte, das Heiligste schmähen und das dem Gläubigen Wertvollste in den Staub ziehen? Es wäre wunderbar, wenn solche Erwägungen, von den Altgläubigen weitergeführt, nicht viele stutzig gemacht hätten, und wir wissen, daß es der Fall war. Vielleicht auch bei Dürer?

Die Rede von seiner Armut und der Kümmerlichkeit seines Daseins ist zwar ein Märchen, wie die Ueberlieferung von seiner unglücklichen Ehe eine Lüge, indessen er war doch auf seinen Verdienst angewiesen und notierte sorgfältig jeden Stüber, den er für den Verkauf seiner Stiche und Holzschnitte einnahm. Bewegte sich nicht seine Kunst vornehmlich auf dem Gebiete des Religiösen, waren seine Bildwerke nicht in Gefahr, um ihrer kirchlichen Haltung willen der Verachtung oder gar der Vernichtung, er selbst der Verarmung anheim zu fallen? Solche Erwägungen sind so naheliegend, daß man sich wundern müßte, wenn sie nicht gemacht worden wären, zumal Dürer selbst 1525 in seiner Schrift „Unterweisung der Messe“ rc. sich selbst ähnlich wie Luther gegen diejenigen ausspricht, „die die Kunst der Malerei in Verachtung bringen, als diene sie der Abgötterei.“ Solche Stimmen sind ihm demnach auch zu Ohren gekommen; indessen findet man nicht, daß sie ihm eine andere Richtung gegeben hätten. Dabei muß man sich auch erinnern, daß man in Nürnberg nie den leisesten Versuch eines Bildersturmes gemacht hat. Wo gibt es wohl eine protestantische oder überhaupt eine Stadt in Deutschland, die den ganzen Bilderschmuck aus der römischen Zeit in Kirchen und Kapellen, auf Straßen und Plätzen so pietätvoll bewahrt als Nürnberg! Es wird dem Meister nicht entgangen sein, daß er keine Aufträge zu Altartafeln mehr bekam; und wenn wir aus den besten Jahren seines Lebens von hervorragenden Schöpfungen außer den Apostelbildern nur Porträts zu verzeichnen haben, so ist das sicher auf den Einfluß der Reformation zurückzuführen. Hiernach könnte man meinen, daß ihm, dem Maler, niemand unter den Reformatoren hätte unangenehmer sein müssen als Zwingli, unter dessen geistiger Urheberschaft die Reformation allerorten in der Schweiz, wo sie eindrang, mit einem kleinen Bildersturm begann. Aber wie wenig sich der Meister bei dem Höchsten, was eine Menschenseele bewegen kann, durch derartige Erwägungen bestimmen ließ, zeigt der Umstand, daß er, wie wir gesehen, mit diesem Zwingli in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, ja im Jahre 1526, wie Kaspar Peucer, Melanchthons Schwiegersohn, auf dessen Mitteilungen hin bezeugt, mehr zu seiner Abendmahlslehre als zu der Luthers neigte.

Seine Kunst stand nicht im Dienste einer Partei. Hätte er so engherzig gedacht, wie seine römischen Biographen, dann hätte er freilich niemand malen dürfen, der am Papsttum festhielt oder sich wieder dazu wandte, wie Hieronymus Holzschuher. Der Maler der Reformation ist Dürer nicht geworden. Es wäre ja an und für sich denkbar gewesen, daß ein Mann, der sich mit solcher Entschiedenheit gegen das Papsttum ausgesprochen, wie es von ihm in seinem Tagebuche geschehen, etwa auch seinen Pinsel in den Dienst der neuen Bewegung gestellt hätte. Das war aber nicht seine

Weise, er ging seinen Weg als Künstler und wartete seines Berufes. Gleichwohl kann es nicht Wunder nehmen, wenn schließlich das letzte bedeutende Werk, welches wir von ihm besitzen, auch die deutlichsten Spuren seiner religiösen Gesinnung erkennen läßt.

Gemeint sind die berühmten Apostelbilder, die Dürer dem Rate im Jahre 1526 zum Geschenk machte; sie befinden sich seit 1627, nachdem Kurfürst Maximilian sie sich hatte schenken lassen, in München und bilden heute einen Schatz der alten Pinakothek. Sie zeigen, wie bekannt, auf der einen Tafel Johannes und Petrus, auf der anderen Paulus und Markus. Die Bedeutung dieser Bildwerke für die in Rede stehende Frage ist schon von Thausing gewürdigt worden, mehr jedoch in Rücksicht auf die sogleich zu erwähnenden Unterschriften, die als allzu antikatholisch für München nicht brauchbar erfunden und darum abgeschnitten und nach Nürnberg zurückgeschickt wurden, als auf die Bilder selbst. Indessen lassen auch diese, wie Dr. Zucker in eigenartiger, gelehrter Untersuchung dargethan, deutlich erkennen, wie weit sich der Meister von der römischen Tradition entfernt hat.

Für den, der sehen will und der weiß, wie gerade in der Zeit des damaligen Kampfes wieder Petrus als der Apostelfürst in den Vordergrund gestellt wurde — was von Dr. Zucker mit einer Reihe von Zeugnissen belegt wird — kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dem Petrus hier eine gänzlich unkatholische Stellung zugewiesen wird. Trüge er nicht den Schlüssel gewissermaßen als Etikette, so würde niemand in dem greisen Mann mit den müden Augen, der von Johannes fast verdeckt wird, den Apostelfürsten erkennen. Aber das erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, wie das Evangelium Johannis und die Briefe des Paulus (wie sich jeder, z. B. beim Lesen von Luthers Vorreden zur Uebersetzung des Neuen Testamentes überzeugen kann) in der Wertschätzung der Evangelischen obenan standen. Zwingend erscheint auch der Nachweis, wie des Meisters Auffassung von der Persönlichkeit des Paulus nach und nach eine andere geworden war. Ein Holzschnitt vom Jahre 1510 zeigt uns den Apostel in tiefes Nachsinnen versunken. Auf einem Kupferstich vom Jahre 1514 weist er auf die Schrift, aber das ihm zugehörige Schwert liegt unbeachtet am Boden. Ganz anders im Jahre 1526. Da stellt er sich dar, in der einen Hand die Bibel, mit der anderen das gewaltige Schwert umfassend, kühnen, siegesgewissen und trotzigen Blickes, ein tapferer Streiter, der nur auf den Angriff zu warten scheint, um den Gegner mit der Wucht seiner doppelten Waffe niederzustrecken — eine Stellung, die man nicht ungeschickt für das Zwinglidenkmal in Zürich benutzt hat.

Und diese Beobachtungen werden noch wertvoller, wenn man erfährt, daß Dürer seine veränderten religiösen Gedanken dadurch gar nicht hat ausdrücken wollen, da er alter wohlverbürgter Tradition zufolge in den vier Apostelgestalten das ihn neu beschäftigende Problem der Darstellung der vier Temperamente zum Ausdruck zu bringen beabsichtigte; aber allzu sehr hatte sich seine Vorstellung von ihrer Bedeutung für Kirche und Leben in den letzten Jahren geändert, als daß sie nicht hier hätte zum Ausdruck kommen müssen, als er sich anschickte, gerade diese Apostel zu malen.

Und wer noch zweifeln wollte, welche Stellung er einnähm, der braucht nur die charakteristischen Unterschriften zu lesen, die eine Art Bekenntnis enthalten:

„Alle weltlichen Regenten in diesen gefahrvollen Zeiten sollen billig acht haben, daß sie nicht für das göttliche Wort menschliche Verführung annehmen, denn Gott will nichts zu seinem Worte gethan, noch davon genommen haben. Darum höret diese trefflichen vier Männer Petrum, Johannem, Paulum und Marcum! Ihre Warnung:

Petrus spricht in seiner II. Epistel im 2. Kapitel also: Es waren aber auch falsche Propheten unter dem Volke, wie auch unter euch sein werden falsche Lehrer, die neben einführen werden verderbliche Sekten und verleugnen den Herrn, der sie erkauft hat; und werden über sich führen eine schnelle Verdammnis. Und viele werden nachfolgen ihrem Verderben, durch welches wird der Weg der Wahrheit verlästert werden. Und durch Geiz mit erdichteten Worten werden sie an euch hantieren; über welche das Urteil von lange her nicht säumig ist und ihre Verdammnis schläft nicht.

Johannes in seiner I. Epistel im 4. Kapitel schreibt also: Ihr Lieben, glaubt nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind, denn es sind viel falscher Propheten ausgegangen in die Welt. Daran erkennet den Geist Gottes: Ein jeglicher, der da bekennet, daß Jesus Christus ist kommen in das Fleisch, der ist von Gott; und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist kommen in das Fleisch, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchrists, von welchem ihr habt gehört, daß er kommt, und ist jetzt schon in der Welt. —

In der II. Epistel an Timotheus im 3. Kapitel schreibt S. Paulus also: Das sollst du aber wissen, daß in den letzten Tagen werden greuliche Zeiten eintreten, denn es werden Menschen sein, die von sich selbst halten, geizig, stolz, hoffärtig, Lästerer, den Eltern ungehorsam, undankbar, ungeistlich, unfreundlich, störrig, Schänder, unkeusch, ungütig, wild, Verräter, Frevler, aufgeblasen, die mehr lieben die Wollust, denn Gott, die da haben die Gebärde eines gottseligen Wandels, aber seine Kraft verleugnen sie. Und von solchen wende dich. Aus denselben sind die, die Häuser durchlaufen und führen die Weiblein gefangen, die mit Sünden beladen sind, und fahren mit mancherlei Lüsten. Lernen immerdar und können nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Sankt Marcus schreibt in seinem Evangelium, im 12. Kapitel also: Und er lehrete sie und sprach zu ihnen: habt acht auf die Schriftgelehrten, die gehen gern in langen Kleidern und lassen sich gern grüßen auf dem Markte und sitzen gern obenan in den Schulen und über Tisch. Sie fressen der Witwen Häuser und wenden langes Gebet für. Dieselben werden desto mehr Verdammnis empfahen."

Daß diese Unterschriften, gewissermaßen Dürers Testament an seine Vaterstadt, die entschiedenste Aufforderung enthalten, dem evangelischen Bekenntnis treu zu bleiben, daran wird kein römisches Deuteln etwas ändern.

Das ist das letzte direkte Zeugnis für Dürers religiöse Stellung, welches wir kennen. Anderthalb Jahre später nahm ihm der Tod den Griffel aus der Hand. Obwohl nach längerem Siechtum, aber doch plötzlich, den Freunden unerwartet, ist er am 6. April 1528 gestorben. Ist er nun doch vielleicht wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt? Für diejenigen, welchen alle jene oben geltend gemachten Zeugnisse nichts bedeuten, ist diese Frage freilich nicht vorhanden, denn nach ihnen ist Dürer nie auf evangelischem Standpunkte gewesen, „seine feurige Anrede an Luther in seinem Tagebuche beruhte auf falschen Voraussetzungen. Es wird nicht lange gedauert haben, bis Dürer darüber eines Besseren belehrt worden ist" — und neuestens weiß man sogar, daß er vor seinem Tode die Sterbesakramente der katholischen Kirche empfangen habe. Nun ist freilich Dürer, wie gesagt, ganz plötzlich gestorben, auch seine vertrautesten Freunde konnten nicht mehr um ihn sein, lediglich seine Frau hat seine letzten Augenblicke belauscht, dieselbe Frau, die 10 Jahre später der ketzerischen Universität Wittenberg für Studierende der Theologie ein Stipendium von 1000 Gulden legierte; aber zwei Jahre nach Dürers Tode schreibt Pirkheimer gelegentlich, derselbe sei „ganz christenlich und seliglich gestorben", und ein römischer Gelehrter setzt uns auseinander, „daß diese Ausdrucksweise noch heute auf solche angewandt werde, welche vor ihrem Tode die Sterbesakramente der katholischen Kirche empfangen haben". Welche Anmaßung dieser Behauptung zu Grunde liegt, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Und wie haltlos dieselbe ist, dürfte daraus hervorgehen, daß dann z. B. nach einer Aeußerung Lazarus Spenglers, der als Nürnberger wohl die dortige Ausdrucksweise kennen mochte, auch der Kurfürst Johann der Beständige bei seinem im Jahre 1532 erfolgten Tode die römischen Sterbesakramente erhalten haben müßte, denn derselbe schreibt an Veit Dietrich, der sich damals bei Luther befand: „Ich hab nit Zweifel, der fromme Fürst von Sachsen sei christlich verschieden."

Indessen beruft man sich dafür, daß Dürer seine Neigung zum Protestantismus

aufgegeben habe, auch noch auf eine andere Stelle des eben erwähnten Briefes Pirkheimers, dessen Konzept, welches aus dem Herbst 1530 stammen wird, wir noch besitzen. Er ist an einen gewissen Tscherte in Wien gerichtet und läuft wesentlich darauf hinaus, diesem für eine Sendung von Hirschgeweihen, für die der alte grämliche, von der Gicht geplagte Herr eine große Vorliebe hatte, zu danken und neue noch schönere zu erbitten. Dabei erwähnt er, daß ihr gemeinsamer Freund Albrecht Dürer auch sehr schöne besessen, und in seinem Ingrimme darüber, daß Dürers Witwe sie verkauft habe, ohne sie ihm anzubieten, schüttet er über die arme Frau die unwürdigsten Schmähungen aus, als ob dieselbe durch die schlechte Behandlung ihres Mannes seinen frühen Tod verschuldet habe. Es sind dieselben Verdächtigungen, die es einzig und allein zuwege gebracht haben, daß, obwohl alles andere, was wir über Dürers Familienleben wissen, denselben widerspricht, lange Zeit Dürers Frau in dem Ruf einer Xanthippe gestanden hat. Dabei schreibt der mit allem unzufriedene kranke Mann, der zwei Monate später starb, sich immer mehr in den Zorn hinein, schilt über alles und jedes, nicht am wenigsten über die kirchlichen und religiösen Zustände, in deren Traurigkeit er lediglich den Erfolg des neuen Glaubens sieht, und sagt: „Ich bekenne, daß ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albrecht Dürer, denn wir hofften, die römische Büberei, desgleichen der Mönche und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden, aber so man zusieht, hat sich die Sache also geärgert (ärger geworden), daß die evangelischen Buben jene fromm machen (d. h. jene fromm erscheinen lassen)."

Hieraus schließt man, freilich sehr kühn, Pirkheimer habe sagen wollen, daß Dürer denselben Entwickelungsgang durchgemacht habe, wie er selbst, daß auch er im Anblick der schlimmen Folgen die Sache Luthers verlassen habe, während der unbefangene Leser kaum etwas mehr daraus entnehmen wird, als daß Pirkheimer bekennt, daß er früher auf demselben Standpunkt gestanden, welchen, wie Tscherte wußte, Dürer eingenommen hatte, und es wird, worauf Dr. Zucker mit Recht aufmerksam macht, nicht Zufall sein, daß Pirkheimer fortfährt: „aber so man zusieht", und nicht, wie man bei der anderen Deutung erwarten würde: „aber nachdem wir gesehen haben". Aber auch wenn Pirkheimer mit jenen Worten bei Tscherte, von dem er voraussetzt, daß ihn sein antievangelischer Standpunkt befremden würde, den Glauben erwecken wollte, daß der vor zwei Jahren gestorbene Dürer dieselbe Stellung eingenommen habe, so wäre seine Behauptung darum noch kein Beweis. Auch die römischen Kunsthistoriker geben ohne Ausnahme zu, daß die in demselben Briefe befindlichen Angaben über Dürers Frau auf böswilliger Erfindung beruhen, und wir wissen positiv, daß Pirkheimer eine gänzlich andere Entwickelung durchgemacht hat, als Dürer, daß er, obwohl antirömisch, eigentlich nie „evangelisch" gewesen ist und daß er zu der Zeit, wo Dürer seine Unterschriften zu den Apostelbildern schrieb, schon längst wieder mit Luthers Gegnern angeknüpft hatte.

Wichtiger aber als dies ist, was man nach seinem Tode in evangelischen Kreisen über Dürer geurteilt hat, und was sein unverändertes Festhalten an der evangelischen Sache erkennen läßt.

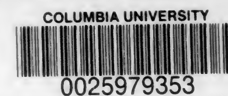
Bald nach seinem Tode verfaßte der Nürnberger evangelische Geistliche Venatorius, wie der bekannte Dichter Eobanus Hesse, der damals in Nürnberg lebte, eine Totenklage auf ihn. Das wäre bei den damals herrschenden Gegensätzen in Nürnberg unmöglich gewesen, wenn Dürer auf der entgegengesetzten Partei gestanden hätte. Aber noch mehr! Der vollgültigste Zeuge für Dürers Stellung ist wohl Luther selbst. Als ihm Eob. Hessus sein Gedicht auf Dürer gesandt hatte, antwortete er ihm voll Anerkennung seiner evangelischen Gesinnung und schrieb dazu: „Was Dürer betrifft, so ist es wohl pietätvoll, um den herrlichen Mann zu trauern; aber du solltest ihn vielmehr glücklich preisen, daß ihn Christus so erleuchtet und eines seligen Todes dahingenommen, aus so stürmischen Zeitläuften, die noch stürmischer zu werden drohen, damit er, der würdig war, nur das Beste zu sehen, nicht das Schlimmste sehen mußte.

So ruhe er in Frieden mit seinen Vätern. Amen." Wer Luther kennt, der weiß, daß er sich anders geäußert hätte, wenn ihm nur irgend etwas von einer veränderten Stellung Dürers bekannt geworden wäre. Und seine Nürnberger Freunde säumten nicht, ihn von allem zu unterrichten, auch von solchem, was ihm wehe thun könnte. Ja wir haben, was den Kunsthistorikern bisher entgangen zu sein scheint, noch ein direktes Zeugnis, daß ihm noch von anderer Seite, nämlich von dem Nürnberger Geistlichen Wenzeslaus Link, Dürers Tod gemeldet worden ist. In seiner Antwort an diesen vom 12. Mai 1528 schreibt er: „Dürer und Volprecht, die besten Männer, scheinen mir dahingerafft zu werden, damit sie nicht das drohende Unheil schauen." Hier stellt Luther Dürer mit Volprecht, dem früheren Augustinerprediger, zusammen, denselben, der seinerseits mit das Meiste für die Einführung der Reformation in Nürnberg gethan hat, — wohl Zeugnis genug, daß sein Lob nicht dem Meister, sondern dem Christen galt.

Wer möchte danach noch zweifeln, daß Luther und seine Nürnberger Freunde, die ihn davon unterrichteten, Dürer bis an sein Ende als den Ihrigen betrachteten, und es ist seitdem nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, was nur irgend wie zu der Annahme berechtigte, daß Luther sich geirrt haben könnte.

Manche, die in Luther bloß den Gegner des verhaßten Papsttums begrüßten, sind wohl wieder zurückgetreten, als die Forderung an sie herantrat, auf Grund des Evangeliums nunmehr mit dem ganzen römischen Kirchentum zu brechen. Aber ein Mann wie Dürer, der es schon so früh erfahren hatte, daß Luthers Predigt ihm „aus großer Not geholfen", aus sittlicher Not, der konnte kaum abfallen, dem blieb es Wahrheit, was der Meister einmal, nur um ein Beispiel für eine Schriftprobe zu geben, aber darum wohl gerade als etwas, was ihm nahe lag, in einer Schrift vom Jahre 1525 niederschrieb:

„Das Wort Gottes bleibt ewiglich, dies Wort ist Christus, aller Christgläubigen Heil."


COLUMBIA UNIVERSITY
0025979353